

DIE GAZETTE

NUMMER 2 / JUNI 2004

Editorial

- FOYER Wham, bam, thanks, no spam! 7 Gewalt gegen Elefanten 8 Die japanische Variante 9 Vorurteile: Franzosen und Amerikaner 11
- ESSAYS Gottfried Fischborn: Ausbleibender Gegenwind 14
Linda Benedikt: Unheiliger Geist im Heiligen Land 25
- THEMEN István Kalász: Hier schreibt der Sohn 36
Bernhard Kathan: Paarungsversuche 39
Florian Sattler: Anleitung für gebildete Patriotismus-Verächter 44
Brigitte Voykowitsch: Agent Orange und kein Ende 50
Joachim Gaertner: Ein feste Burg kauft unser Geld 55
- INTERVIEW mit Jonathan Franzen: Ich bin im Krieg mit meinem
Präsidenten 61
mit Ahmad von Denffer: Ein Platz für islamisches Recht 63
- REPORTAGEN Thomas Hahn: Die Stadt der Hoffnung 68
Jo Wilding: Als Geisel in Falludscha 73
- PROSA Matthias Falke: Die Bienen 78
- LYRIK Frederick Pollack: Silly Walk / Irrer Gang 84 / 85
- GALERIE Michael Peuckert: Istanbul (Text: Inés Berber) 94
- BÜCHER Dietrich Krusche: Serie Superstar 106
- MARGINALIEN Eva Herold: Tödliche Liebe 109
Henky Hentschel: Brief aus Havanna 110
Hans Pfitzinger: Tod allen Nichtraucherern! 112
Lena Maar: Grabsteine 115
- HEFTKRITIK Klaus Podak: Ein Wunschzettel 121
- Die Autoren dieser Ausgabe 122
Impressum 122

Titelbild: Loretta Lux, The Hunter (die Fotografin, geb. 1969 in Dresden, lebt in London)

Tödliche Liebe

Jetzt hab ich erst mal genug von den schrillen Mails, die die GAZETTE immer dann erreichen, wenn ich eines der „gender issues“ aufgreife. Einerseits ist es ja faszinierend, wie viele Emotionen immer dann hochkochen, wenn jemand ein paar simple Beobachtungen dazu notiert, dass zum Verhältnis zwischen Männern und Frauen vielleicht noch nicht alles gesagt ist. Andererseits langweilt das natürlich auf die Dauer; also reden wir einfach in hundert Jahren wieder drüber. Es gibt genug andere Fettnäpfchen, in die ich in der Zwischenzeit treten kann.

*Da fragte ich mich: Was für eine Kälte
Muss über die Leute gekommen sein!*

Wer schlägt da so auf sie ein

Dass sie jetzt so durch und durch erkaltet?

So helfet ihnen doch! Und tut es in Bälde!

*Sonst passiert euch etwas, was ihr nicht für
möglich haltet!*

(Bertolt Brecht, O Falladah, die du hangest)

Reportagen über grausame Tiertransporte erschüttern jedes fühlende Wesen, das des Lesens – und vor allem des Bilderguckens – mächtig ist. Deshalb dachten die Leute von der Tierschutzorganisation PETA (*People for the Ethical Treatment of Animals*) wohl: Lasst uns eine Kampagne machen, am besten in diesem provokanten Benetton-Stil, nach dem Motto: Tiertransport = Holocaust. Lag nahe, ging aber nach hinten los: Der Kulturbetrieb jaulte auf, und der Zentralrat der Juden erwirkte eine einstweilige Verfügung. Zu Recht, denn was hier passiert, ist ja wieder die Individualisierung von Menschen, wieder von Angehörigen dieser einen Gruppe, die wieder für etwas Bestimmtes stehen sollen. Das geht nicht. Nie mehr, hatten wir gedacht.

Mal abgesehen davon, dass es unglaublich instinktlos ist, in einem politischen Klima, in dem ohnehin eine gewisse Relativierungslust („Wir Deutschen waren ja auch Opfer“) munter wiederkehrt, der falschen Seite zusätzliche Argumente zu liefern, so blöd und missverstanden die auch sein mögen: Hat sich denn keiner von den Kampagnen-Machern überlegt, dass da auf dem Plakat jemandes Großeltern aus dem Viehwagen schauen, auf dem Transport nach Auschwitz oder Dachau? Niemand hat sie damals gefragt, ob sie es gut finden, so fotografiert zu werden – oder gar, wie sie es fänden, auf diesen Fotos späteren Generationen, neben Käfighennen, als Demonstrationsobjekte für Grausamkeit gegenüber Tieren zu dienen. Diese Bilder von gequälten Juden

verweisen auf nichts anderes als auf unendliches – menschliches – Leid, auf bis heute zerstörte Biografien. (Dass mit der Plakat-Aktion wieder ein im Grunde rassistischer Antagonismus konstruiert wird, indem man eine „Rasse“ – Menschen – einer anderen „Rasse“ gegenüber stellt, mag man schon gar nicht mehr weiterdenken.)

Allerdings sind jetzt die PETAs die „Bösen“, und von den Tieren redet, sozusagen, kein Schwein mehr. Das ist schon auch merkwürdig. Denn das, worum es den Tierschützern geht, ist ja nicht aus der Welt. Lasst uns also ganz unaufgeregt darauf zurückkommen, welchen Umgang wir im Alltag mit den Tieren pflegen. Die Nazis zum Beispiel mochten ihre Schäferhunde, und so mancher Hundesportverein könnte einen auf den Gedanken bringen, dass sie es heute noch tun. Aber auch die „guten“ Deutschen lieben Tiere, oder? Kinder knuddeln Hamster lieber als Tamagotchis (wo sind die eigentlich geblieben?), der rüstige Herr von nebenan redet öfter und mehr mit seinen Wellensittichen als mit der Gattin, manche Katze speist vergleichsweise besser als die Rentnerin, bei der sie logiert, und die Arztrechnungen für unseren spanischen Mischlingshund sind höher als meine eigenen (gut, er ist auch schon etwas älter).

Sie sind ja so süß, die Tiere. Und klug – nehmen Sie nur die Intelligenzforschung! „Menschenrechte für Menschenaffen“ fordern manche Wissenschaftler, und wer je in die Augen eines unserer großen haarigen Verwandten geblickt hat, müsste lügen, wenn er da nicht etwas Verständiges hätte aufblitzen sehen. Einige Forscher glauben inzwischen sogar, dass Raben, Spinnen und Leguane auf ihre Art genauso clever sind wie wir, auf jeden Fall gescheiter als Delphine, nur eben sprachlos. Nun beginnt das philosophische Tauziehen – ab wann geben wir Tierrechte? Wo wird die Grenze verlaufen?

Das ist die eine Seite. Auf der anderen schmecken viele Tiere so gut, dass sie extra gezüchtet, gemästet und geschlachtet werden, um den Alltagsbraten für die Erste Welt abzugeben. Den „essbaren Zoo“ nennen die Verfechter des Fleischessens das und erklären, dass bestimmte Rassen längst ausgestorben wären, würden wir sie nicht so lecker finden. (Fragt sich nur, wie lange noch – angesichts der „Produktionsbedingungen“.) Auch hier könnte sich ein philosophischer Diskurs anschließen: Was ist für Tiere besser – nie geboren zu werden, oder zum Verbrauchsgut bestimmt leben zu dürfen, übel geschunden, stumpf vegetierend oder einfach „nicht artgerecht“ gehalten, wie der ekelhafte Euphemismus lautet? Und wer sind wir, darüber zu bestimmen? „Die Krone der Schöpfung – der Mensch, das Schwein“ (Gottfried Benn)?

Als PETA im Jahr 2003 einen ersten Versuch startete, mit der Tier-Holocaust-Aktion an die Öffentlichkeit zu gehen, wusste jede ansonsten brülldoofe halbprominente Vegetarierin und jeder akademisch gebildete Wichtigtuer sofort Kritisches zu vermelden: Von „Huch, wenn ich vorher darüber nachgedacht hätte, wäre ich nie dafür gewesen“ bis „Man kann doch das Leid von Millionen Juden nicht mit dem von Tieren vergleichen“. Man kann allerdings genauso wenig übersehen, dass die Bilder sich ähneln. Und vielleicht haben die organisierten Tierschützer auch zu viele Bücher gelesen. Zum Beispiel die des letzten Literatur-Nobelpreisträger J. M. Coetzee, den ja kaum einer kennt. Er lässt gleich auf den ersten Seiten seiner Erzählung *Das Leben der Tiere* die Protagonistin Elizabeth Costello die jetzt so umstrittene Parallele entwickeln:

„Sie gingen wie Schafe zur Schlachtbank.“ „Sie starben wie die Tiere.“ „Die Nazi-Schlächter haben sie getötet.“ Die Sprache, in der die Lager angeprangert werden, hat so viele Anklänge an die Sprache der Viehhöfe und Schlachthäuser, dass ich für den Vergleich, den ich gleich ziehen werde, kaum noch den Boden vorbereiten muss.“

Indem Coetzee sein „geschmackloses“ Vorhaben weitertreibt, wird deutlich: Er hat einen formalen Vergleich im Sinn, der eine seelische Befindlichkeit zeigt – keinen Inhaltsvergleich, der das Leid der Juden relativieren soll: Die „Wir haben nichts gewusst“-Haltung der Deutschen, von denen die meisten unter dem Nazi-Regime in relativer

Nähe zu einem Konzentrationslager gelebt hätten, setzt Coetzees Kunstfigur Costello in Beziehung zu unserem aktuellen Wegschauen, Nicht-Bescheid-Wissen und Verdrängen, was die Standorte von – und das mörderische Treiben in – Mastbetrieben, Legebatterien und Schlachthöfen angehe.

Nun wissen einige von uns genau Bescheid. Spätestens seit BSE eigentlich alle. Aber Frau Künasts Versuch, etwa die Batteriehaltung von Legehennen zu verbieten, wurde gerade wieder von der Agrarlobby kassiert. Der Verbraucher, so erklärt man, habe es mit seinem Konsumverhalten in der Hand, für eine „menschliche“ Behandlung von Bruder Tier zu sorgen. Stimmt schon: Als ich noch zur Schule ging, nahm ein Lehrer, ich glaube, es war der Kunsterzieher, die ganze Klasse mit zu einem Besuch des örtlichen Schlachthofs. Wir haben eine lange Weile kein Fleisch mehr angerührt.

Liegt es in unserer Natur, dass solche Eindrücke irgendwann verschwimmen? Stimuliert der Duft des gebratenen Steaks das Nervensystem einfach stärker als die Erinnerung an die Schreie des Steak-Lieferanten und seiner sanft-schnäuzigen Kollegen? Weil wir nun mal keine geborenen Vegetarier sind? Die Biologen verweisen gern auf unser Gebiss, und darauf, dass unser Verdauungssystem nicht auf Wiederkäuen eingerichtet sei. Und wer jemals, sagen wir, in der Gegend um Passau versucht hat, mittags seinen Salat ohne die übliche Beilage – ein klodeckelgroßes Fleischstück – zu bekommen, weiß, dass auch unsere moderne Gesellschaft nicht auf menschliche Pflanzenfresser eingestellt ist. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an die Argumente, mit denen die Vertreter mancher Medien seinerzeit um Verständnis für Schröders bislang letzte Scheidung warben: Schließlich habe Frau Hillu ihm abends sein Wiener Schnitzel verweigert – na, wenn das nicht eheliche Grausamkeit ist! Und: Wie soll der Mann bitteschön ordentlich regieren, mit nichts als Sojapampe im Bauch?

Müssten die Schnitzelfans, um an ihr Leibgericht zu kommen, das Kälbchen selber abmurksen, sähe die Sache anders aus. Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so. Sie sind vielmehr so, dass bei uns ein breiter Konsens darüber besteht: Man darf bestimmte Tiere lieb haben und andere mit widerlichen Sachen hochpäpeln und dann aufessen. Und

es gilt als völlig normal, wenn jeder von uns im Lauf seines Lebens irgendwann einmal Kosmetik oder Medikamente benutzt, zu deren Erforschung oder Herstellung Tiere benutzt wurden – im gesetzlich erlaubten Rahmen, versteht sich. Normal ist auch: Der BSE-Skandal hat lediglich dazu geführt, dass genau eine Ministerin nicht mehr in Amt und Würden ist. Und die CMA, die Marketingagentur der Landwirtschaft, schaltet witzig gemeinte, aber leider nur widerliche Anzeigen, die zum Genuss von Schweinefleisch auffordern. Ob irgend jemand dieser Lobby der Fleischindustrie wenigstens einen bösen Brief schreibt? Und ganz normal finden sich die PETAs blitzschnell in der öko-faschistischen Ecke wieder, wenn sie nicht aufpassen, wie sie sagen, was sie sagen wollen.

So wie ich sie verstanden habe, wollen sie auf das – für sie offensichtlich artenübergreifende – Konzept von „Leid“ hinweisen. Ihre danebengegangene Aktion nun einfach auf Dummheit und Geschmacklosigkeit zu reduzieren, statt ernsthaft zu beginnen, dieses Konzept zu diskutieren, ist vielleicht etwas zu kurz gegriffen. Denn diese Leute haben ja einen Punkt: Könnte es nicht wirklich

irgendwann eine Frage von Leben und Tod werden, wie wir Tiere behandeln? Und ich rede nicht von Leben und Tod der Tiere.

Eva Herold

Zum Weiterlesen:



Siehe auch den Beitrag von Bernhard Kathan in dieser Nummer, Seite 39.

Brief aus Havanna

Freunde, Feinde, Mitmenschen!

Diese unter der Oberfläche nach wie vor brodelnde Stadt hat wieder ein Opfer gefordert, und wie häufig hat es auch dieses Mal einen aus meiner Stammkneipe erwischt. Nein, tot ist er noch nicht, der Armin, aber lange wird er es nicht mehr machen, fürchte ich. Auf dem Gewissen hat ihn Odalys, eine hochgewachsene Mulattin mit den hier üblichen körperlichen Vorzügen, einem schönen Gesicht, einem strahlenden Lächeln und endlos guter Laune. Sie beehrte uns mit einem Besuch in unserer Kneipe im Herzen der Stadt, und schon war es um Armin – alleinstehend, alleinfallend, geübter Einzelkämpfer ohne lebende Verwandte – geschehen. Mit vol-

len Segeln brauste er in das, was er die größte Katastrophe seines immerhin 60jährigen Lebens nennt.

Odalys setzte Plan A um. Plan A beruhte auf einer Voraussetzung: niemals den wahren Namen nennen. Odalys hieß nicht Odalys, sie hieß Yunelis. Und Yunelis hatte sich auf reife Ausländer auf der Suche nach Liebe und mit einem akzeptablen finanziellen Hintergrund spezialisiert. Armin war ihr dritter.

Nach ein paar Wochen meldete Odalys sich schwanger. Armin – wie gesagt: alleinstehend, alleinfallend, ohne lebende Verwandte – sah einen reichen Lebensabend vor sich. Er würde Liebhaber, Mann und Vater sein. Er würde endlich zur Ruhe kommen. Er kaufte auf den Namen der zukünftigen Mutter seines